

Liebes Publikum, liebe Abiturientinnen und Abiturienten!

Viele von Ihnen planen nach dem Empfang der Abitur-Urkunde eine Reise, wir wollen sagen: eine Bildungsreise. Lassen Sie uns hier gleich ein gedankliche Experiment anschließen. Nehmen wir an, einer von Ihnen - um jede Namensähnlichkeit mit Anwesenden zu vermeiden, nennen wir ihn Wilhelm – unternehme nun eine solche Reise, das Ziel soll Italien sein. Es sind zehn Wochen Reisedauer ins Auge gefasst, im Wintersemester soll Betriebswirtschaft studiert werden, die Bewerbungsunterlagen sind bereits verschickt. Schon bald nach der Abreise von Wilhelm aber werden die Nachrichten, die die Familie fernmündlich oder postalisch vom Verlauf der Reise erhält, spärlicher und ersterben schließlich ganz. Nach sechs Wochen endlich empfängt die Familie einen längeren Brief, in dem Wilhelm mitteilt, er habe nunmehr die Frau seines Lebens gefunden, sie arbeite als Schauspielerin in einer kleinen Vorstadt-Truppe, er, Wilhelm, habe durch sie seine eigene Neigung für die Bühne entdeckt, daher gedenke er nunmehr ganz für die Kunst und die Liebe zu leben. Die Bewerbung für einen Studienplatz möge man zurückziehen, überhaupt habe er genug vom bürgerlichen Leben, das ganze Starren auf Leistung, Erfolg und Geld sei ihm eine verhasste Abkehr vom Wesentlichen, das er nun mit Marianne, so hieße seine Liebe, zu finden gedenke.

Die Eltern reagieren erschreckt, aus Angst und Sorge beauftragen sie eine Detektei, den Jungen zu finden, allein, sie bleibt erfolglos; lediglich kurze Postkärtchen empfängt die Familie, auf denen Wilhelm bekundet, dass er wohlauf und ohne Krankheit sei. So geht es Monate, so geht es am Ende Jahre. Auf Umwegen und über Dritte erfahren die Eltern endlich, dass Wilhelm ein Kind mit Marianne hat, diese aber vor der Niederkunft und in Unkenntnis der Schwangerschaft wegen einer vermeintlich von ihr begangenen Untreue verlassen habe. Marianne aber, in Wirklichkeit ohne Schuld, sei wegen des für sie unerklärlichen Verlustes des geliebten Wilhelm

in einen Zustand der Depression gefallen und wenige Monate nach der Geburt des Kindes in Armut gestorben. Das Kind – ein Junge – sei zunächst von einer Freundin der Mutter versorgt worden, diese habe Wilhelm endlich aufgespürt, ihm das Kind übergeben und Mariannes Unschuld bezeugt. Die Erkenntnis der Wahrheit und das Entsetzen über die Folgen seines Irrtums hätten Wilhelm fast den Verstand geraubt, er betrachte sein Leben als einzige Verfehlung, sein Zustand sei heikel, zum Glück habe er mit dem Kind Aufnahme bei guten Leuten gefunden.

Liebe Abiturienten, liebe Eltern! Zurück zu unserem gedanklichen Experiment! Prüfen Sie einmal Ihre spontane Wahrnehmung von Wilhelm: Sie werden in ihm vermutlich eine bedauernswerte, aber gescheiterte Existenz erkennen, einen tragischen Fall in jeder Hinsicht.

Und dennoch: Die erzählte Geschichte ist keine andere als die des Wilhelm Meister aus Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, des größten deutschen Bildungsromans. Ja, auch wenn man es nicht glauben mag: Im Leben des Wilhelm Meister verkörpert sich das ganze Bildungsideal der Klassik Goethes, Schillers und Humboldts und vermittelt über diese Personen strahlt es hinein in den Lebensraum, den zu verlassen Sie sich gerade anschicken: das Gymnasium.

Will man diesen überraschenden Zusammenhang so ganz verstehen, sollte man noch einmal auf die Motive zurückblicken, die Wilhelm zur Fortsetzung seiner Reise veranlassen und von zu Hause und dem geregelten Leben fernhalten. In Goethes Roman offenbart sich Wilhelm in einem Brief seinem Freund Werner, einem frühkapitalistischen Kaufmann, der den ganzen Tag nur an Geld und Arbeit denkt. In diesem Brief nun weist Wilhelm Werners Lebensauffassung schroff zurück: „Deine Art zu sein und zu denken geht auf unbeschränkten Besitz und eine leichte, lustige Art zu genießen hinaus und ich brauche dir nicht zu sagen, dass ich daran nichts, was mich reizte, finden kann.“ Eine berufliche Ausbildung zum Kaufmann kommt für Wilhelm daher nicht in Frage, ja überhaupt jede Form der beruflichen Ausrichtung seiner

Fähigkeiten, jede Art von Vorbereitung auf ein bürgerliches Erwerbsleben lehnt Wilhelm ab. Warum? Wegen einem einzigen Satz, der freilich alles in sich enthält: „Dass ich's dir mit einem Wort sage“, schreibt Wilhelm, „ mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht.“

Hier haben wir den Kern des klassischen Bildungsbegriffs rein und klar vor uns. Das Ausbilden meint hier das Aus-sich-selbst-herausbilden, meint die Selbstentfaltung aller Anlagen, Vermögen, und Fertigkeiten des Menschen, die als Potential bereits in ihm stecken und eben nur des äußeren Anstoßes bedürfen, um sich entwickeln zu können. Der klassische Bildungsbegriff ist damit eine Verwirklichung der aristotelischen Entelechie, nach der alle Lebewesen ihr Ziel in sich selber haben. Wie der Apfelkern den späteren Baum bereits in sich enthält und alles Wachstum nur die Selbstentfaltung dieser Form ist, so enthält auch der Mensch seine spätere Individualität bereits in sich.

Folgt man diesem Gedanken, so hat Bildung die Selbstentfaltung des Menschen zu einer in ihm selbst liegenden Bestimmung zu befördern. Solche Bildung zielt auf Ganzheitlichkeit, auf Totalität des Menschen und sie grenzt sich scharf gegenüber ab von der berufsorientierten Schulung, die eben nicht alles, sondern nur die Fertigkeiten des Menschen entwickelt, die in seinem späteren Erwerbsleben nützlich sind.

Bildung, so wie Goethe, Schiller und Humboldt sie verstehen und wie Wilhelm Meister sie für sich fordert, orientiert sich allein am Individuum, nicht an den Interessen der Gesellschaft, die den Menschen als Arbeitskraft in einer arbeitsteilig organisierten Gesellschaft zu verwenden gedenkt. Mehr noch: Diese zweifellos effiziente Gesellschaft mit ihren Produktionsabläufen, Berufen und Kompetenzanforderungen an den Menschen wird für die Bildungstheoretiker – ähnlich wie für Wilhelm Meister in seinem Brief an Werner – selbst zum Kritikobjekt. Mag auch er technische Fortschritt, mag auch die Ökonomie durch die arbeitsteilig organisierte Gesellschaft mit ihren Zeitansprüchen an den Menschen wachsen, so ist z. Bsp. für Schiller doch

klar, dass die Menschen „unter dem Fluch dieses Weltzweckes“ leiden, weil der Mensch die Vielfalt seiner Fähigkeiten einschränken, weil er selbst zu einem Rädchen „im kunstreichen Uhrwerk“ der Gesellschaft werden muss, damit diese ihre Triumphe feiern kann. Mit der Metapher des Uhrwerks versinnbildlicht Schiller genau seine Sicht auf das menschliche Leben in der arbeitsteiligen bürgerlichen Gesellschaft. Durch die Erziehung wird der Mensch gleich dem Rädchen geformt und geschliffen, dann wird er eingefügt in einen mechanischen Zusammenhang; hier kann er weder seinen Platz noch das Tempo seiner Tätigkeiten verändern, er wird von anderen getrieben und treibt selbst wieder andere; der Zweck seines Lebens besteht nur darin, die Zeit fortschreiten zu lassen und am Ende, wenn das Rädchen zerbricht, wird es ausgetauscht durch eines, das gleich ihm selbst vorbereitet wurde, diesen Platz zu übernehmen.

Um nicht selbst Teil dieses Uhrwerks werden zu müssen, um nicht die Vielfalt der Erfahrungs- und Existenzmöglichkeiten zugunsten des beschränkten Daseins im bürgerlichen Berufsleben aufgeben zu müssen, sagt Wilhelm dieser Gesellschaft ab. Er öffnet sich der Erfahrungsvielfalt des Lebens, lernt Menschen aller Art kennen, verzweifelt und schöpft Hoffnung, liebt und leidet, wird verletzt und verletzt wohl auch selbst, wird damit schuldig und ist am Ende zwar ohne beruflichen Erfolg, ohne gesellschaftlichen Status, ja als alleinerziehender Vater mit unehelichem Kind eigentlich ein sozialer Außenseiter, aber eben doch das, was nach Goethe das Ziel aller Bildung ist: eine Persönlichkeit. Eine Persönlichkeit, der nichts Menschliches mehr fremd ist, deren Herz so weit und deren Verstand so groß geworden ist, dass auch der wirtschaftlich weit überlegene Werner bei einer späten Zufallsbegegnung der beiden nur mit Bewunderung und geheimem Neid auf Wilhelm zu blicken vermag. Hierdurch, liebe Abiturienten, zeigt uns Goethe, dass die Bildung einer Persönlichkeit eben unendlich viel mehr ist als bloße Berufsausbildung und er zeigt uns, dass der Ertrag dieser Art von Bildung auf einem anderen Feld zu finden ist als dem der Karriere und des sozialen Aufstiegs.

Bildung im Sinne Goethes kann nicht durch Institutionen vermittelt werden. Keine Schule kann das, keine Universität kann das. Es ist sehr wichtig, das zu sehen. Sehr wohl aber kann eine Institution eine solche Form der Bildung begünstigen oder es kann sie verhindern. Geht man einmal von dieser Erkenntnis aus, so kann man Sie, liebe Abiturienten, eigentlich nur dazu beglückwünschen, dass Sie die Folgen der gegenwärtigen Bildungsreformen nur am Rande betroffen haben.

Während Bildung im Anschluss an Humboldt und eigentlich bis in die Reformdebatte der 70er Jahre hinein immer vom Individuum und seinen Emanzipations- und Selbstentfaltungsmöglichkeiten her gedacht wurde, wird in der gegenwärtigen Reformdebatte Bildung ganz offen von den Anforderungen des globalisierten Arbeitsmarktes her entworfen. Sie sehen das bereits an der von der OECD beauftragten PISA-Studie.

Die OECD, deren erklärtes Ziel die Herstellung des Weltmarktes war und ist, bewertete bisher in regelmäßigen Abständen die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschafts- und Sozialpolitik der Mitgliedsstaaten und sprach gegenüber den nationalen Regierungen entsprechende, zumeist recht neoliberale Anpassungsempfehlungen aus. Nun hat die OECD als weiteres Politikfeld die Bildung für sich entdeckt. Daraus lässt sich ersehen, dass der Mensch im Koordinatensystem der Globalisierung künftig v.a. als Humanressource und Standortfaktor gesehen wird, dessen Qualitätsmerkmale sich im internationalen Vergleichsfeld zu messen haben, wenn ein Land als Investitionsraum langfristig attraktiv bleiben will. Der sich aus den PISA-Vergleichsuntersuchungen ergebende Platz im Ranking der Länder wird damit zum Gradmesser für die Qualität der Bildungspolitik und an den Kompetenzanforderungen der PISA-Studie werden die Rahmenlehrpläne der Länder nun ausgerichtet. Das zeigt, wie groß der normative Einfluss der Globalisierung bereits geworden ist.

Blickt man auf das Ergebnis der im Geist von PISA durchgeführten Reformen, so fällt zumindest für die geisteswissenschaftlichen Fächer auf,

dass die Inhalte der Bildung an Bedeutung verloren haben und stattdessen die sogenannten Kompetenzen in den Vordergrund gerückt sind. Das können Sie an der „Prüfung zum mittleren Schulabschluss“ schön erkennen, die ganz dem PISA-Test nachgebildet ist und die Sie als erster Jahrgang zu bestehen hatten. In Deutsch z.B. sollten Sie Ihre „Schreibkompetenz“ durch die Erörterung der Frage demonstrieren, ob künftig Roboter die Pflege von Patienten im Krankenhaus übernehmen sollten. Diese Aufgabenstellung wurde durch zahlreiche Arbeitshinweise ergänzt, die Ihnen den genauen formalen Aufbau des Textes vorschrieben: Sie sollten erst ein These, dann eine Gegenthese, dann Beispiele, dann ein weiteres Pro- und Contra-Argument nennen usw. Der Aufgabe lag ein Erwartungshorizont für den Lehrer bei, der den Arbeitshinweisen Punkte zuordnete. Bei der Korrektur konnte sich also der Lehrer darauf beschränken, zu zählen, ob nun tatsächlich die geforderte Anzahl von Pro- und Contra-Argumenten, Beispielen usw. in der richtigen Reihenfolge genannt worden war – die Qualität der Argumente war überhaupt kein Gegenstand der Bewertung. Man sieht hier recht schön, dass es künftig mehr darum geht, ein Aufgabenformat einzuhalten, Textsorten zu kennen und sprachliche Stilmittel zu beherrschen. Das mag sinnvoll sein, wenn man daran denkt, dass auch der künftige Jurist, der Journalist oder die Ärztin bei aller berufsbezogenen Sprachverwendung an formale Vorgaben und Formate gebunden ist. Diese frühzeitige Unterwerfung unter das Diktat der Form verhindert aber das, worum es auch im Deutschunterricht bisher ging: Das sich zunächst einmal der Geist des Jugendlichen bildet, seinen authentischen Ausdruck findet und in dieser Gestalt von einem Lehrer ernst genommen wird, dem man diese Aufgabe zutraut.

Während Humboldt - obwohl Preußischer Staatsbeamter – das Gymnasium geschützt hat vor den Ansprüchen, es zur Stätte vorgezogener Berufsausbildung zu machen, wird diese trotzig Selbstbehauptung nun also aufgegeben. In der politischen Debatte um die Verkürzung der Schulzeit

wurde daher vonseiten der Befürworter der Schulzeitverkürzung kein einziges pädagogisches Argument vorgetragen. Allein der Hinweis darauf, dass die Kinder anderer Länder dem Arbeitsmarkt früher zur Verfügung stehen, schien Legitimation genug, um unseren Schülern bereits ab der 5. Klasse 35 Unterrichtsstunden und die Ausdehnung von häuslichen Lernzeiten bis in den frühen Abend zuzumuten. Dass eine stadtbekanntes Kommentatorin im „Tagesspiegel“ findet, das sei „viel, aber nicht zu viel“, zeigt, dass das freie Spiel von 10-Jährigen, die verträumte Stunde auf dem Bett, das stundenlange Telefonat mit einem Freund, das mühsame Verfassen des ersten Liebesbriefes, das vergebliche Warten an einem Verabredungsplatz, ja vielleicht selbst das begeisterte Schmökern in einem Buch bereits als vertane Zeit angesehen wird, die mit einer Hausaufgabe oder gar dem Aufenthalt in einer außerschulischen Bildungseinrichtung sinnvoller hätte verbracht werden können. Solches Denken aber hat das Bewusstsein davon verloren, dass die Persönlichkeit entscheidend durch ein Leben außerhalb geplanter Unterrichtsvorgänge gebildet wird und Schule kein Recht hat, bereits den Kindern dieses Leben durch überdehnte Zeitanprüche vorzuenthalten.

Die Neuordnung der Bildung unter den Vorzeichen globaler Wettbewerbsbedingungen verändert auch das gesellschaftliche Bewusstsein vom Bildungswert der Unterrichtsfächer. Das alte Humboldtsche Gymnasium stellte den Fächerkanon und die Unterrichtsgegenstände danach zusammen, inwieweit sie die Auseinandersetzung mit dem Existenzideal des Menschen erlaubten – nur daher übrigens hatte die Beschäftigung mit der Antike, besonders repräsentiert durch die alten Sprachen, im alten Gymnasium einen so prominenten Platz. Diese Priorisierung der Fächer nach philosophischen und pädagogischen Kriterien wird nun aufgehoben. Schon seit Jahren werden in den Stundentafeln aller Bundesländer die Fächer Musik und Kunst, aber auch Erdkunde und Geschichte beschnitten. Ausgebaut wird das Stundenvolumen der Kernfächer sowie der Naturwissenschaften. Als

Begründung für solche tektonische Verschiebung im Gefüge der Fächer wird ganz selbstverständlich darauf verwiesen, dass der gesellschaftliche Reichtum schließlich nicht von Künstlern und Philosophen, sondern von Biochemikern und Informatikern erwirtschaftet wird. Diese nicht falsche, aber im wahrsten Wortsinn beschränkte Weltsicht marginalisiert nicht nur ganze Fächer, sondern auch Kulturbereiche und setzt deren Wert auch für die Schüler herab. Das aber reduziert deren Lern- und Arbeitsfreude in den betroffenen Fächern und führt in letzter Konsequenz zu einer stillschweigenden Verabschiedung der Allgemeinbildung, die einmal der Anspruch des Humboldtschen Gymnasiums war. Mit dieser Allgemeinbildung aber wird der pädagogische Kerngedanke des Humboldtschen Gymnasiums aufgegeben, dass nämlich vor aller spezialisierenden Berufswahl der Mensch sich erst einmal in allen seinen Stärken und Schwächen erfahren haben sollte, um diese Wahl als ganzer Mensch und in voller Verantwortung für sich überhaupt treffen zu können.

Liebe Abiturienten! Wir leben in einer Zeitenwende! Die Reformen, die Sie in der Schule nur noch am Rande betroffen haben – an der Universität sind sie bereits vollzogen. Das Paradigma ist dort aber das gleiche. Wie in der Schule, so geht es auch an der Uni künftig darum, Lebenszeit als Lernzeit zu organisieren und die Bildungsinhalte an den Anforderungen des Arbeitsmarktes auszurichten. Diese Ökonomisierung des Studiums ist vor allem durch die Einführung des „Bachelors“ vollzogen worden. Statt ein Fach in seiner wissenschaftlichen Tiefenstruktur zu ergründen und ein eigenes Erkenntnisinteresse zu kultivieren, soll der Student nunmehr in drei Jahren Kernkompetenzen erwerben, die es ihm erlauben, möglichst bald in einem Beruf zu arbeiten. Addiert man den Zeitgewinn aus Schul- und Studienzeiterkürzung, so kann jemand demnächst jemand mit 20 Jahren dem Arbeitsmarkt zur Verfügung stehen und er hat dann bis zum Renteneintritt 47 Arbeitsjahre vor sich. Damit werden wir in einigen Jahren unerachtet aller Produktivitätszuwächse im 21. Jh. wieder bei der

Lebensarbeitszeit der Epoche Goethes angekommen sein. Bedenkt man, dass diese Lebensarbeitszeit unter den verschärften Wettbewerbs- und Konkurrenzbedingungen der modernen Leistungsgesellschaft zu verbringen ist, so fällt einem vielleicht ganz unwillkürlich Schillers Bild vom Rädchen im Uhrwerk wieder ein – womit wir denn am Ende auch wieder bei Wilhelm Meister und dem Anfang dieser kleinen Rede wären .

Meine lieben Schüler aus dem Leistungskurs PW! In der letzten Unterrichtsstunde habe ich Sie, die Schüler des Kurses, gefragt, wie Ihnen der Unterricht gefallen hat. Sie haben sich freundlich geäußert, aber eine Kritik gab es doch: In der Zusammenschau der vielen kritischen Betrachtungen, so sagten viele, hätte sich ein zu negatives Weltbild ergeben, es sei im Kurs doch mehr das Schlechte als das Gute betrachtet worden. Nun werden Sie wieder das Gleiche sagen. Sie werden sagen: Wieder so eine Rede, die einen runter zieht! Und, werden Sie fragen ,welche Botschaft sollen wir diesen Ausführungen entnehmen? Sollen wir uns der Kreuzberger Subkultur anschließen? Sollen wir auswandern, aufs Land ziehen, sollen wir es am Ende vielleicht so machen wie Wilhelm Meister? Ich antworte: Ja und nein. Oder besser: Schon ja, aber nicht ganz so, wie Sie jetzt denken. Denn das Leben Wilhelm Meisters endet nicht dort, wo ich aufhörte, von ihm zu berichten. Auch Wilhelm findet zurück in die bürgerliche Gesellschaft, er übernimmt eine berufliche Aufgabe, findet eine Partnerin und lebt am Ende rein äußerlich betrachtet wie sein Freund Werner. War dieser nun doch klüger als jener? Hat dieser sich die Umwege erspart und gleich alles richtig gemacht? Kann nicht am Ende Werner gönnerhaft auf Wilhelm schauen, ganz nach dem Motto, endlich hast du´s auch begriffen? Nein, eben nicht, ganz bestimmt sogar nicht. Die Persönlichkeit, von der so viel die Rede war, vollendet sich mit der Tat, mit dem Wirken und Schaffen in der Gesellschaft, mit der Übernahme von Verantwortung für andere und allem Zwang, der damit verbunden ist. Bilden aber tut sich diese Persönlichkeit auf den Abwegen und Umwegen, ja selbst den Irrwegen, auf denen sie sich

gleichsam selbst entdeckt und zu sich findet. Auf diesen Wegen gereift und geformt, voll mit Ideen, die über das Bestehende hinausweisen, kann sie in der Gesellschaft so wirken, dass Fortschritt und Entwicklung möglich werden. Nicht Werner, sondern Wilhelm ist es, der am Ende auch der Gesellschaft nutzt, weil er mehr in sich hat, als ohnehin schon da ist und deshalb etwas geben kann.

Bildung, sagt Humboldt, - um den großen Theoretiker nun am Ende doch einmal selbst zu Wort kommen zu lassen – Bildung ist „der wahre Zweck des Menschen“ und sie erfordert nicht mehr als „Freiheit“ und „Mannigfaltigkeit der Situationen“. In dieser Freiheit und der Vielfalt des Lebens liegt – das ist meine feste Überzeugung – die große Chance der westlichen Gesellschaft gegenüber dem autoritären Kapitalismus fernöstlicher Prägung und in dieser Freiheit liegt auch die Chance für Sie, liebe Abiturienten, ganz persönlich. Nutzen Sie diese Freiheit für sich und letztlich auch für unsere Gesellschaft, selbst dann, wenn diese es Ihnen vielleicht nicht immer leicht damit macht. Die Geschichte Wilhelms – das sage ich natürlich besonders den depressiv verstimmt PW-LK-Schülern – soll Sie dabei ermutigen und ich denke, Sie verstehen es richtig, wenn ich Ihnen zum Schluss nun wünsche: Seien Sie ein Wilhelm Meister, meistern Sie Ihr Leben und werden Sie zum Meister Ihres Lebens! Dabei wünsche ich Ihnen, dabei wünscht das Kollegium Ihres Schadow-Gymnasiums alles nur erdenklich Gute!

Vielen Dank!

Wolf Rainer Hertwig